Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design

Herausgeber: Hochparterre

Band: 3 (1990)

Heft: 5

Rubrik: Funde

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

FUNDE

Wer hat den vierten Loos, wem fehlt noch Lihotzky, Gaudi oder Mackintosh?

Spielerisches Lernen

«Es geht uns darum, eine spielerische Lust und eine sinnliche Freude an der Architekturgeschichte zu vermitteln: anfassen, Vorlieben aussuchen, weglegen, lernen, erinnern, Neugierde wecken etc. pp.» Das ist die Absicht. Das Mittel heisst «Ein Architektenquartett». Allerdings nicht vier, sondern vierzehn sind gemeint, das Quartett entpuppt sich als das seit Kindheit bekannte Kartenspiel, bei dem vier zusammenpassende Karten ergattert werden müssen. Vierzehn Architekten (darunter drei Frauen), die diese Architektur geprägt haben, haben sich zur Lehrkonferenz gefunden. Namen gefällig? Morris, Mackintosh, Wagner, Berlage, Gaudi, Olbrich, Loos, Tessenow, Taut, Lissitzky, Oud, Rietveld, Gropius, Meyer, Mies, Schütte-Lihotzky, Reich, Gray, Terragni, Wright, Le Corbusier. Frage: Warum darf Alvar Aalto nicht mitspielen?

Die vier Karten pro Architekturgeschichtsträger zeigen drei wesentliche Bauten und ein Porträt. Obwohl alle Karten über denselben vom Spiel diktierten Leisten geschlagen sind, wird bei jeder einzelnen Heldengestalt durch Schriftwahl und ein Signet versucht, auch Zeitgeist einzufangen. Geliefert wird das Quartett in einer Stülpschachtel, in der auch das Begleitheft steckt, das den Kommentar der Erfinderinnen (Ziel ist das spielerische Lernen!) enthält. LR

«100 Jahre Architektur». Ein Architektenquartett, Kartenspiel mit Begleitheft von Kristina Hartmann und Cordula Uhde, zusammen mit den Studenten der Technischen Hochschule Braunschweig, Auslieferung beim Verlag der Fachvereine der ETH oder zu kaufen im Architekturmuseum Basel oder bei Krauthammer, 22 Franken.

Weniger Wohngifte – weniger Sorgen

St. Gallens Hochbauamt geht immer wieder einmal neue Wege – auch auf dem Gebiet der Baubiologie. Seit vier Jahren schon verlangt man von den Unternehmern die Verwendung möglichst schadstoffarmer Materialien. Damals war dies eine Pionierleistung.

Die Stadt St. Gallen ist im Bereich der Baubiologie federführend. Das hängt auch mit der geographischen Nähe des Schweizerischen Instituts für Baubiologie (SIB) mit seinem Sitz in Flawil zusammen. Dieses hat seine Öffentlichkeitsarbeit in jüngster Zeit deutlich verstärkt. So zeigte es an der St. Galler Frühlingsmesse in einer Musterwohnung, was unter einer baubiologischen Altbausanierung zu verstehen ist.

Die Stadt St. Gallen hatte in den letzten Jahren bereits an drei Objekten praktische Baubiologie demonstriert.

Die – im Laubsägelistil erhaltenen – Garderobengebäude im Freibad Dreilinden wurden teilweise mit Naturlack behandelt. Alle anderen Farben und Lacke waren wasserlöslich. Der Renovation der Garderobenhäuser fielen Kunststoffwände zum Opfer, Stoffe wurden an deren Stelle als Sichtschutz montiert. Alte Ornamente wurden freigelegt und restauriert, eine «Ruheinsel» nach alten Plänen neu gebaut.

Bei der Aussenrenovation des 1914 erbauten Gaiserbahnhofs, eines Nebengebäudes zum Hauptbahnhof, hatte man die Steinfassaden mit blossem Wasser – ohne chemische Zusätze – gereinigt und auch hier die Malerarbeiten mit biologischen Farben ausgeführt.

Beim Bau eines Kindergartens (im Quartier Oberhofstetten) kamen giftfreie Holzschutzmittel zur Anwendung. Die Decken bestehen aus unbehandeltem Täfer, der Holzleim war frei von Lösungsmitteln. Bei den Spanplatten, die eingebaut wurden, achtete man auf eine niedrige Formaldehydkonzentration. Dass es nicht immer leicht ist, schadstoffarme Materialien zu finden, zeigte die Erfahrung beim Kindergartenneubau. Der verwendete Teppichleim entsprach nicht den baubiologischen Kriterien und setzte so viele Dämpfe frei, dass der Kindergarten zuerst wieder geschlossen werden musste. Hauptproblem ist noch die Deklaration der Materialien. Stadtbaumeister Franz Eberhard stellt fest, dass die Produktangaben oft noch unvollständig sind. Inzwischen aber wachsen der Informationsstand und die Zahl der Anbieter. Die Stadt St. Gallen, inzwischen aber auch die Stadt Bern und das Amt für Bundesbauten tragen Materialangaben zusammen. Broschüren über Farben, Lakke, Holzschutzmittel und Bodenbeläge liegen vor.

In Zusammenarbeit mit dem Institut für Baubiologie gibt St. Gallen den Planern, Architekten und Bauunternehmern eine spezielle Dokumentation ab. Die stadteigenen Projektleiter besuchen Baubiologiekurse. So verringert sich die Belastung mit Wohngiften, und die Entsorgungsprobleme können entschärft werden. St. Gallen verzichtet – dies die jüngsten Erlasse – bei städtischen Bauvorhaben auf FCKW-haltige Wärmedämmstoffe, und als nächstes kommt die PVC-Problematik dran.

RENÉ HORNUNG

Die «Dokumentation Baubiologie» wird laufend aktualisiert und ist beim Hochbauamt der Stadt St. Gallen, 9001 St. Gallen, erhältlich. Eine weitere Adresse: Schweizerisches Institut für Baubiologie, Rösslistrasse 23, 9230 Flawil.

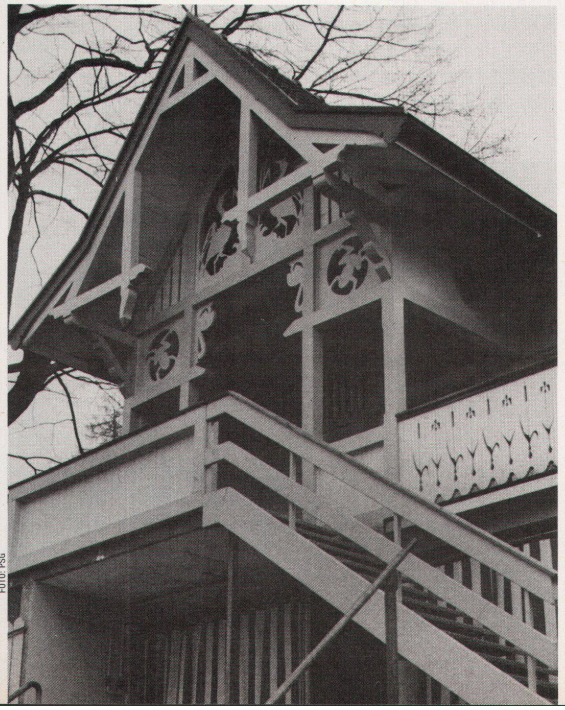
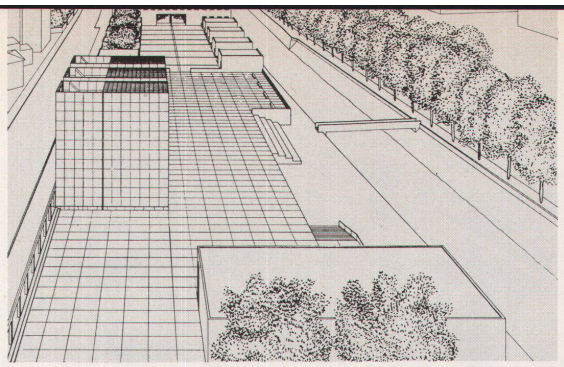


FOTO: PSG

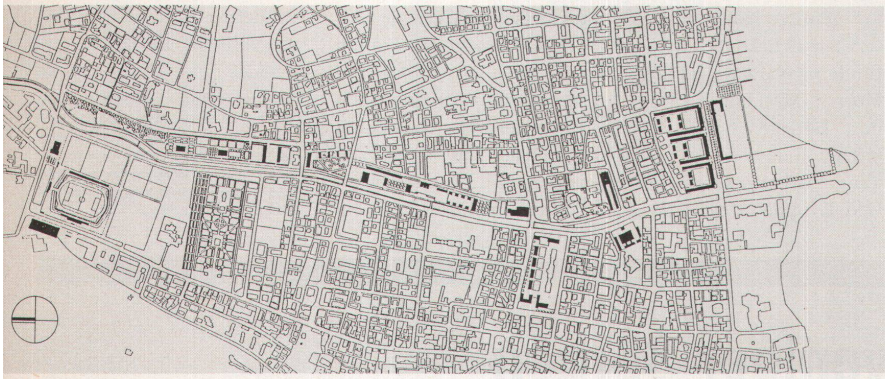
Schwimmbad Dreilinden

Das Entwerfen der Stadt als Forschung



Das Urbane Projekt: Entwürfe entlang dem Fluss Cassarate in Lugano (unten), daraus (links) die Schulanlage (Verfasser: Andreas Sonderegger)

«La Città e il Fiume», die Stadt und der Fluss, das ist der Titel einer Broschüre, in der Professor Mario Campi die Ergebnisse seiner Lehrtätigkeit an der Architekturabteilung der ETHZ vorstellt. Erst beim zweiten Hinsehen erweist sich der schmale Band als mehr als ein Rechenschaftsbericht: Es ist ein Forschungsprojekt.



Wir alle kennen den gegenwärtigen Zustand der Schweizer Städte. Ihre Mitte ist zum Bühnenbild erstarrt, und an ihren Rändern zerfasert sie ins Unkenntliche. Das «Urbane Projekt» heisst nun eine Forschungsmethode, die sich dagegen wendet. Im Gegensatz zu den abstrakten und verallgemeinernden Masterplan-Konzepten der Moderne nimmt das Urbane Projekt die konkrete Lage einer bestimmten Stadt zum Ausgangspunkt. Wollte die Moderne noch mit vom Einzelfall losgelösten Denkmodellen eine Alternative zur vorhandenen Stadt schaffen, so sucht das Urbane Projekt aus der genauen Kenntnis des Orts und dessen Analyse zum architektonischen Entwurf zu kommen. Die Forschung der Architekten ist ihr Entwurf. Nicht die akademische Übung ist das Ziel, nicht das auf sich selbst bezogene Design, nicht das Erlernen von Stilen, sondern das Vermitteln einer Methode. Sie führt zu realen, aber nicht zu realistischen Entwürfen. Entwürfe, in denen nicht das innovative, sondern das interpretative Moment vorherrscht.

Der vorhandenen Stadt gerecht zu werden heisst, sie als komplexes und vielschichtiges Gebilde verstehen. In den Stadtentwurf soll «die Dialektik zwischen Einheit und Fragment, Kontinuität und Diskontinuität, zwischen Identität und Differenz, die wir in allen existierenden Städten finden» (Bernhard Huet) eingebracht werden.

Das Beispiel heisst Lugano. Vier Jahre lang konzentrierte sich die Arbeit des Lehrstuhls Campi auf den öffentlichen Raum dieser Stadt. Diese Entstehungsgeschichte der Publikation ist Teil der Forschungsarbeit innerhalb des Urbanen Projekts. Flughafen, Theater im innenstädtischen Gefüge, der öffentliche Raum entlang dem Fluss Cassarate waren die Themen, zu denen mit der Methode Urbanes Projekt Antworten auf städtebauliche Fragen gesucht wurden. Nicht die Lösung war das Ziel, sondern die Auseinandersetzung mit der konkreten Stadt.

Die Vielfalt der Entwürfe belegt zweierlei. Das Urbane Projekt erweist seine Brauchbarkeit als Methode erstens und hat damit zweitens prototypischen Charakter. Kaum eine andere Stadt mittlerer Grösse in der Schweiz ist in den letzten Jahren so gründlich untersucht worden. Die Stadtbehörden haben denn auch das Vorhaben finanziell unterstützt. Der akademische Rahmen wurde damit bewusst gesprengt. Das fordert die Methode Urbanes Projekt selbst, denn sie will ja nicht im Vakuum operieren, sondern innerhalb des politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Rahmens der Schweiz. Im Entwurf übernimmt der Architekt seine Mitverantwortung an der zukünftigen Gestalt der Stadt. Nicht primär durch Stellungnahmen zur Politik und zur Gesellschaft, sondern durch die Konzentration der Forschungsarbeit auf den ureigensten Kompetenzbereich des Architekten, auf den der eigenen Disziplin.

WOLFGANG BÖHM

Kultur an der Glatt

Am 11. Mai 1990 ist es soweit: Dübendorfs Kultur erhält einen festen Platz in der umgebauten «Oberen Mühle» am Glattkanal.

In Dübendorf, heute eine Stadt mit 21 000 Einwohnern, gibt es noch einige schöne Ecken. Dazu gehört auch das Areal der «Oberen Mühle» mit vier Gebäuden: der «Oberen Mühle», der «Senfmühle» von 1821, der 1634 erstmals erwähnten «Alten Schmitte» und einem Ökonomiegebäude aus der Jahrhundertwende, das als einziges nicht ins «Inventar schützenswerter Ortsbilder der Schweiz» (ISOS) aufgenommen worden ist.

1982 haben sich einige kulturell engagierte und politisch eher linksstehende Jungdübendorfer zum Verein «Pro Kultur- und Freizeitzentrum Obere Mühle» zusammengeschlossen. Sie lancierten eine Volksinitiative mit dem Ziel, die alte Mühle in ein Kulturzentrum umzubauen. Dem haben drei Jahre später auch die Dübendorfer Stimmberechtigten zugestimmt. 1986 wurde ein Ideen- und

Kunstklub Heiquell

Seit vier Monaten betreiben eine Studentin und sechs Studenten der ETH, der Schule für Gestaltung Zürich und der Kunstschule Luzern an der Heinrichstrasse 109 in Zürich den Kunstklub Heiquell. Der Raum war früher ein Veloladen, jetzt gibt es da Ausstellungen mit Malerei, Objekten, Architektur, aber auch Lesungen, Feste und Konzerte. Kommerz soll Fremdwort bleiben, finanziert wird das Unternehmen mit Gönnerbeiträgen. Nächste Unternehmungen: 28.4.–10.5. Architektur von Karl Egender, 12.5.–25.5. 100 Meter Freistil von Pascale Wiedemann, 1.6.–16.6. Installation von Martin Frey und Urs Lehmann. GA

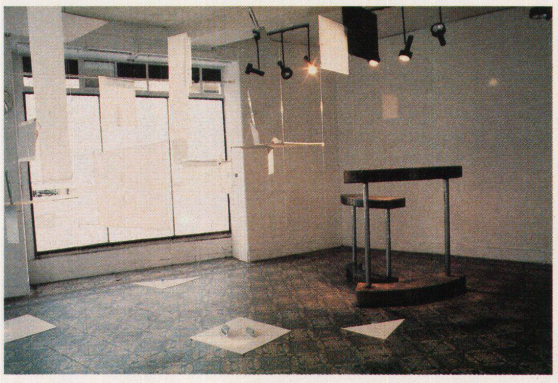


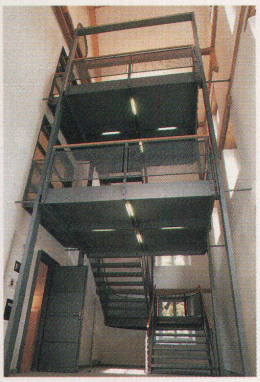
FOTO: HEIQUELL

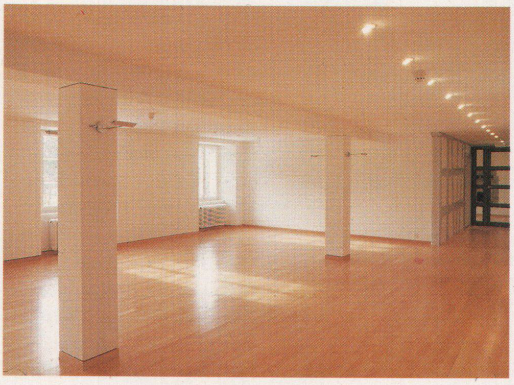
Stiletto in Serie

1983 hat Herr Stiletto den ersten Prototyp für einen Armlehnstuhl aus einem Einkaufswagen in seiner Werkstatt in Berlin zurechtgebogen. Der Entwurf wurde zum Signet für das neue deutsche Design: mehr Emotion bei möglichst gleichviel Funktion. Der Kultgegenstand wird jetzt seriell gefertigt, und zwar von der Firma Brüder Siegel aus Leipheim (BRD), die sonst Zubehör aus Metall für Selbstbedienungsläden herstellt. So auch die Einkaufswägelein – für uns Konsumenten ein Fahrzeug, für Stiletto Rohmaterial. Das pfiffige Re-Design ist nur ein Beispiel aus dem Arsenal: Nachttische aus Waschmaschinentrommeln, Leuchten aus Töffbestandteilen oder aus Blumentöpfen, Tische aus Sägeblättern und Tafelbesteck aus Armierungseisen ergänzen, in Kleinserien produziert, die Sammlung. GA

FOTO: IDRIS KOLOZOCS

Ein Kultgegenstand geht in Serie. «Consumer's Rest», gelb verzinkt und weiss verzinkt für die Grossen, «Short Rest», rot, gelb, blau und hochglanzverzinkt für die Kleinen (Bild)





FOTOS: MICHAEL RICHTER

Stahltreppenhaus, Innenraum in der «Oberen Mühle»: Warten auf Kultur

Projektwettbewerb ausgeschrieben, den das einheimische Architekturbüro Bob Gysin+Partner gewann. 1988 wurde mit dem 4,6-Millionen-Umbau begonnen.

Der Architekt hat den langgezogenen zweigeschossigen Bau mit Satteldach aussen kaum verändert, dafür im Innern einiges umgestaltet.

Wo früher Mühle und Lagerräume waren, hat Gysin vom Dach bis zum Boden eine Wand eingezogen. Im neu abgetrennten Gebäudeteil wurden die Böden herausgerissen, und in den freigelegten hohen Raum wurde ein offenes Stahltreppenhaus gestellt. Zwischen Treppenhaus und sanft renoviertem Wohntrakt liegen die öffentlichen Räume: im Erdgeschoss eine Kaffeebar und ein Kleinkino, darüber ein grosser Ausstellungsraum und im Dachgeschoss ein Festsaal mit freigelegtem Dachstuhl.

Für den Betrieb in der «Oberen Mühle» ist ein Kulturkoordinator verantwortlich. Draussen im Glattkanal, nahe beim Mühlerad, wird demnächst eine Chromstahlplastik von Vincenzo Baviera aufgestellt.

Was mit dem Ökonomiegebäude und der benachbarten «Alten Schmitte» geschieht, ist offen. Es gibt ein Projekt für die kulturelle Nutzung auch der Nebengebäude, für das sich ebenfalls der «Verein Obere Mühle» einsetzt. DZ

STADTWANDERER

Naturschutz heisst zu Hause bleiben

Zuweilen begegnet der Stadtwanderer Personen, die ihn bedauern. Stundenlang in Städten herumzulaufen sei doch langweilig und anstrengend. Ungesund vor allem, denn wenn sie, die Mitleidigen, schon wanderten, dann in der freien Landschaft. Dort nämlich finde der Mensch, was er wirklich brauche: gesunde Luft und Naturgenuss. Der Stadtwanderer kennt das aus seiner Jugend: das Sonntagsspaziergang- bis Wandersockenprogramm.

Diese Art Naturgenuss findet in der Freizeit statt. In den Ferien hingegen muss eine Steigerung her. Palmenstrand und Meeresrauschen sind obligatorisch. Achtundvierzig Wochen sollst du arbeiten, und vier Wochen sollst du dich räkeln. Dort, wo sie hinfliegen, ist es vor allem «schön». Woraus sich doch schliessen lässt, dass es dort, wo sie herkommen, «wüst» ist. Und genau diese Wüste pflegt der Stadtwanderer zu durchstreifen und kommt auf zwei Gedanken dabei.

Für Ferien geben wir viel Geld aus. Dagegen ist nichts zu sagen, schliesslich haben wir's auch verdient. Tapfer beissen wir die Zähne zusammen und warten auf das Kommen der Ferien. Gestärkt kehren wir daraus zurück. Sie sind notwendig, um unser inneres Gleichgewicht zu stabilisieren. Was aber, fragt sich der Stadtwanderer, geschähe, wenn die Leute, statt so viel Energie auf ihre Ferien zu verwenden, diese für ihr Zuhause einsetzten? Wenn sie sich sagten: In den achtundvierzig Alltagswochen ist die Umgebung wichtiger als in den vier Räkelwochen? Wenn sie sich zu Hause umsehen würden und dort Ferienansprüche an die Qualität ihrer Umgebung stellten? Wie müsste eine Schweiz aussehen, die den Palmenstrand erübrigt, weil es zu Hause auszuhalten ist? Schicken die Machthaber das Volk in die Ferien, damit es zu Hause nichts verändern will?

Naturgenuss jedenfalls beruhigt. Und nirgends ist er so aufwühlend wie dort, wo noch niemand war. Das Hüsli im Grünen sollte eigentlich am Waldrand stehen und den freien Blick auf die Alpen und das unverbaute Vorland haben. Der Palmenstrand ist dort am schönsten, wo es ausser uns nur noch diskretes Bedienungspersonal gibt. Kurz, die Natur ist im gezähmten Rohzustand am wertvollsten. Nur: der Naturgenuss zerstört genau das, was er anbetet. Das eingezonte Land ist bald überbaut, und die Einfamilienhüslihalde schreit alsbald nach Ferien. Aber auch im fernen Land machen wir kaputt, was wir lieben. Nach uns kommen alle andern, und mit der Natur ist es aus. Das Mittelmeer haben wir demnächst erledigt, vorwärts zum Indischen Ozean!

Darum ist das Stadtwandern der wahre Naturschutz. Kein Naturgenuss hinterlässt seine Vernichtungsspuren. Nur wer zu Hause bleibt, hilft der Natur. Oder umgekehrt: Jeder Tourist ist ein Naturvernichter. Stadtwandern mag für die Lunge nicht immer gesund sein, ist aber ein Jungbrunnen für den Geist. Gehen bringt uns auf Gedanken. Ob deswegen das Fahren und Fliegen von Staats wegen so gefördert wird? Jedenfalls sind die Fussgänger die zu fürchtende radikale Minderheit. Und dazu zählt sich der Stadtwanderer.